

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 38

Artikel: Steinbrech
Autor: Zinniker, Otto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-647870>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Betttag

O großer Gott! Heut kniet ein Volk vor Dir,
Das treu bewahrt Du hast auf seinen Wegen,
In Frieden, Glück und Freiheit leben wir,
Gib uns, o Herr, auch ferner Deinen Segen!
Des Landes Früchte reifen und der Wein,
O laß doch bald auch wieder Friede werden!
Du kannst es, Vater, denn die Macht ist Dein,
Und Dein ist alles, alles hier auf Erden;
Beschütz' auch jetzt mit treuer starker Hand,
Mein liebes freies Schweizerland!

Wo Gottesliebe nicht die Herzen weicht,
Dem Guten und der Wahrheit stets zu dienen,
Da ist nur Haß und Ungerechtigkeit,
Und Brudermord und rauchende Ruinen — —
Der Stolze blickt mit Bier nach fremdem Gut,
Die starke Faust — sie schlägt den Schwachen nieder.
Nimm weg, o Herr, des alten Hasses Blut,
Dann blüht das Glück für alle Völker wieder.
Und gib, o Gott, mit Deiner Liebeshand
Den Frieden und das Recht bald jedem Land.

Von ferne blinkt der Alpen Silberlicht
Hernieder auf die herbftlich bunten Auen,
Wir knien und flehn: O Gott, verlaß uns nicht!
Du bist die Kraft, auf die wir fest vertrauen!
Und jedes Gottestind, das sehnet sich nach Dir,
Und strebt nur Dir, dem Lebensquell entgegen.
Für Deine Treu' und Liebe danken wir;
Gib uns, o Herr, auch ferner Deinen Segen,
Und schütze stets vor jeder Feindeshand
Mein liebes freies Schweizerland! Walter Schweizer.

Steinbrech

Von Otto Zinniker

Auf der Rückkehr von einer Bergwanderung stieg ich in meinem Heimatstädtchen zu einem Besuche ab. An dem heißen Hochsommernachmittag war der Ort wie ausgestorben. Ueber dem vielhundertjährigen Kopfsteinpflaster der Gassen und Gäßchen, über das wir als Buben barfüßig getollt waren, flimmerte der Sonnenglast. Von eisengeschmiedeten Trägern grüßten die altvertrauten Schilder über den Portalen: hier der blinkende Stern und die Brezel des Bäckers, dort ein Becher im grünen Kranz, ein güldener Dohse und ein schwarzer Rabe. Noch standen in der Ringmauer der kraftvoll aufgeführte Pulverturm und die Münzprägstätte, und noch immer trug die Seitenfront des Rathhauses in rotgestrichenem Rieg die Wappen der einstigen Handwerker und Zünfte.

Nach einem kurzen Rundgang verfügte ich mich in eine Speisewirtschaft an der Hauptgasse. Ich lehnte mich, der einzige Gast zu dieser Stunde, lässig an die getäfelte, mit Kupferstichen geschmückte Wand, zog bedächtig an meinem Stumpen und grub in alten Erinnerungen. Vorn beim Fenster saß das Servierfräulein; es arbeitete an einer Häkelei, prüfte zuweilen den Pegelstand in meinem Glas oder gähnte auf den leeren Platz hinaus.

Unterdessen erhielt die Gaststube weiteren Besuch. Es war ein weißhaariger Herr zwischen sechzig und siebzig, der, vom überhellen Sonnenlicht in den halbdunklen Raum tretend, sich angestrengt umschaute. Ich erkannte ihn sofort. Es war Herr Keutener, mein einstiger Lehrer für Deutsch und Geschichte in der Sekundarschule des Städtchens, den ich seither nur flüchtig gesehen hatte. Herr Keutener setzte sich an den benachbarten Tisch und bestellte, was die meisten betagten Männer zu bestellen pflegen, einen Zweier Burgunder. Von meiner Ecke aus hatte ich Gelegenheit, ihn unauffällig zu betrachten. Ich stellte mit Betrübniß fest, daß er nur noch der Schatten des früheren Herrn Keutener war. Seine einst in Begeisterung erstrahlenden Augen hatten eine eigentümliche Leere im Blick, und jeder Zug in dem wie ein Winterapfel verrunzelten Gesicht war gewissermaßen von Geröll verschüttet. Der einstige Seelenschwung und die anfeuernde Stoßkraft seines Temperamentes waren wie von Neuschnee überweht. Ich zweifelte sehr daran, ob Herr Keutener seinen heutigen Schülern noch von den Taten des Odysseus erzählte.

Durch die Maske des Alters aber sah ich den früheren, den wirklichen Herrn Keutener. Damals, als ich selber noch zu seinen Füßen saß, stand er auf der Mittagshöhe des Lebens. Jede von ihm erteilte Stunde war ein kleines edles Kunstwerk, eine Lei-

stung von innen heraus. Alles schulmeisterlich Pedantische war aus seiner Umgebung verbannt; seine Schüler behandelte er wie jüngere Freunde, in die er die selbstverständliche Erwartung setzte, daß sie sich im späteren Leben bewährten. Mit peinlicher Gewissenhaftigkeit achtete er darauf, daß von seiner Seite keinem jemals Unrecht widerfuhr. Der Sohn des Straßenwischers, der mit geflickten Hosen die Schulbank drückte, galt ihm mindestens soviel wie das Herrchen aus der Fabrikantenvilla. Wir alle, die wir im Hassen und Lieben noch freigebig waren, vergötterten ihn wie einen Helden.

Aber was war in den zwanzig Jahren aus Herrn Keutener geworden! Wenn er von seinem Burgunder schlückelte, gewahrte ich mit erschreckender Deutlichkeit die zerstörten Linien seines Mundes. Einer solchen Bergrämtheit war ich überhaupt noch bei keinem Menschen begegnet. Etwas Dunkles und Trauriges schob sich mir vor die Augen. Schwer büßte ich es, alte Erinnerungsstätten aufgesucht zu haben.

Mittlerweile überlegte ich, wie ich mich mit Anstand aus dem Staube machen könnte. So einfach war das nun freilich nicht; denn auf einmal bemerkte ich, daß Keuteners Blicke suchend an mir herumtasteten. Möglicherweise war er mir bereits auf der Spur, sodaß ein Auskneifen nicht mehr geraten schien.

Unversehens stand ich neben ihm und nannte ihm meinen Namen.

„So so? Auch wieder einmal hiesig?“ machte er.

Ich setzte mich an seinen Tisch, was er ohne sichtliche Freude oder Ueberraschung zu Notiz nahm. Die Begegnung ließ ihn kalt. Gleichsam auf Umwegen, durch Schutt und Dornicht, brachte ich ihn dorthin, wo ich ihn haben wollte: zu einer seiner Deutschstunden von anno dazumal. Kraftvoll wie rüchiges Bauernbrot oder wie die Speise des Lebens sei das gewesen, versuchte ich ihn aus seiner Abgestorbenheit aufzurütteln. Aber die Anerkennung berührte ihn nicht, vielmehr wischte er sie mit einer Handbewegung, der man das Mürrische auf hundert Schritte ansah, von sich weg. Vorbei. Gewesen!

Um ein anderes Thema anzuschlagen, leitete ich das stockende Gespräch auf den heutigen kulturellen Stand unseres Volkes. Vielleicht, daß er in diesen Köder biß.

Und wie biß er zu! Sein Gesicht verfärbte sich plötzlich, und zornvoll legte er los:

„Unser Volk ist bedenklich auf den Hund geraten. Von seinen Dichtern und Künstlern will es nichts mehr wissen, dafür

läuft es in Massen den Bogern und Schnellläufern, den Rennfahrern und Fußballern nach. Wir erleben gegenwärtig eine Verödung, einen Zerfall geistiger Werte wie im Dreißigjährigen Krieg. Nicht auf eine ergreifende Sonate, auf ein vollendetes lyrisches Gedicht kommt es mehr an, sondern einzig und allein noch darauf, ob der Meyer an der Olympiade einen Zentelsmillimeter weiter springt als der Müller. Der Ruhm der Nationen gründet sich heute auf die sogenannten großen Kanonen des Tages, während man über Gotthelf und Gottfried Keller die Nase rümpfen würde, wenn sie das Pech hätten, unsere Zeitgenossen zu sein. Seit vierzig Jahren weise ich Generation auf Generation auf die wesentlichen Schöpfungen der Dichtkunst hin — und das Resultat ist Null. Die Mühe hat sich nicht gelohnt.“

Die Rede des Herrn Reutener roch nach Pulver. Er schob eine kurze Pause ein, um einen neuen Zweier zu bestellen und sich den Schweiß von der Stirn zu trocknen. Sarkastisch fuhr er fort:

„Und was ist es denn eigentlich, was bei der Durchfahrt der Giganten im gelben Leibchen die Leute aus den Häusern lockt? Das hat uns noch keiner gesagt; man wird es wahrscheinlich auch gar nicht erklären können. Mich jedenfalls mutet es lächerlich an, wenn es Kindern und Jünglingen, Männern und Greisen, Mädchen und Müttern und Großmüttern wie ein Rausch in die Glieder fährt. Schon eine Stunde vorher stellen sie sich zu Tausenden an den Trottoirs auf, stoßen einander aus dem Blickfeld, als gälte es die Seligkeit, geraten plötzlich und ohne jede Veranlassung in Fieber, fangen zu schreien an, bliken aufgeregt die Straße hinauf, die Straße hinunter und sehen im welkerschütternden Moment ein paar bunte Schatten vorüberfliegen. Dann ist der Spuk zu Ende. Ein wenig bedußelt erwachen sie halbwegs zur Wirklichkeit zurück; die verdutzten Augen fragen den Nachbar: Ist das alles? — Es ist alles. Aber das nächste Mal gehen sie doch wieder, der eine wie der andere. Es ist eine verlorene Zeit, wenn die Menschen nicht mehr wissen, was ein Baum ist, ein Blatt, ein Grashalm, ein Acker im Vorfrühling, ein galoppierendes Pferd, der Schritt einer schönen Frau. Ich huste auf eine solche Welt!“

Zur Bekräftigung seines Abscheus nippte Herr Reutener am Glase.

Wiewohl mir seine Schwarzseherei weit über die Hut- schnur ging, hatte ich ihn ruhig ausreden lassen. Nun aber empfand ich es als Pflicht, ihn auf manierliche Art zu überzeugen, daß unser Zeitalter denn doch nicht so hoffnungslos aus den Fugen geraten ist. Zur Stärkung genehmigte ich ebenfalls ein Schülchchen.

„Zugegeben, daß neunzig Prozent der Menschen den Anruf des Gültigen und Schönen überhören“, sagte ich. „Zehn Prozent aber finden die edelste Beglückung immer noch beim Anhören einer Sinfonie von Beethoven, beim Lesen eines Gedichtes von Goethe, Hölderlin oder Rilke. Immer wieder trifft man den einen und andern, der im bescheidenen Kreise und ohne es an die große Glocke zu hängen, auf der Höhe der Kultur marschiert. Ich kenne solche und könnte sie mit Namen nen-

nen, die so wenig wie Sie und ich auf die Straße gehen, sondern unbeachtet, abseits vom Lärm des Tages dafür sorgen, daß immer wieder von jenem Köstlichen in die Welt kommt, um dessentwillen es sich lohnt, zu leben. Die Brunmentiefe, aus der sie jene Schätze holen, ist unererschöpflich wie das Meer. Höchstens die Zahl der Empfangenden ändert sich im Ablauf der Zeiten: heute sind es weniger, morgen mehr. Aber das ist kein Grund zum Verzweifeln.“

„Ja, ja, schon gut“, brummte Herr Reutener kleingläubig. Ich achtete es nicht und erzählte ihm mein Erlebnis am Escherhorn:

„In Begleitung eines Führers bestieg ich gestern einen selten betretenen Berg im Lauteraar. Die vorausgegangene schlaflose Nacht trug die Schuld, daß ich in der Morgenfrühe lustlos und widerwillig auszog. Im Aufstieg beschäftigte mich unablässig die Frage, woher es kommen mag, daß der Bergsteiger im Kampf um irgendeine verrückte Wand seine ganze Energie und Kraft, ja gar sein Leben einsetzt, während er drunten im Tal vor viel geringeren, aber sinnvolleren Aufgaben zuweilen glatt versagt. Als wir die Scharte im Gipfelgrat erreichten, verflog das quälende Gespinnst. Auf einer Felskanzel, auf die der Wind nur alle Jahre einmal ein Stäubchen Humus verschleppt, entdeckte ich ein Pöflsterchen Steinbrech. Der Fund war so überraschend, daß ich niederkniete und mich in Betrachtung der Pflanze verlor. Die hellgrünen, fleischigen Blätter gaben mir Kunde davon, daß selbst in toter Steinwüste ein Gedeihen möglich ist. Mit einer an Wunder grenzende Lebenskraft wächst, nein: wuchert der Steinbrech aus dem Granit hervor und entfaltet sich am Licht. Er nährt sich aus ein wenig Tau, aus der Luft, aus dem Nichts. Dem Wechsel von Sonnenglut und eisiger Kälte hält er stand. Die bloße Tatsache seines Daseins rührte mich im Innersten, sodaß ich mit der Hand über das Pöflsterchen streichen mußte und mir gelobte, hinfort vor keiner Widerwärtigkeit mehr zu verzagen. Im Steinbrech offenbart sich der ewige Durchbruch zur Gnade, das Wachstum aus der Verödung. Der Steinbrech ist wie die Stillen im Lande, die das Salz des Lebens schaffen. Steinbrech, das ist der Glaube.“

„Eine sonderbare Heilslehre“, sagte Herr Reutener.

„Kann sein“, erwiderte ich. „Doch bin ich froh, sie gefunden zu haben.“

Das Aufhellen seiner Gesichtszüge bezeugte mir, daß ich wenigstens nicht an die leere Wand geredet hatte. Und während er mir kurz vorher noch wie ein steuerloses Schiff erschienen war, bekam er alsbald eine linde Brise in die Segel. Zwar vermied er es, meinem Optimismus unbefeheten beizupflichten, aber ich spürte, daß er gelegentlich darauf zurückkommen würde.

Vielleicht ist also mein Besuch in der Heimat doch irgendwie eine Notwendigkeit gewesen. Vielleicht war ich bei der Unterbrechung meiner Fahrt einem geheimen Auftrag gefolgt; und vielleicht war es mehr als bloßer Zufall, was mich mit meinem alten Lehrer zusammenführte.

Frohgemut strebte ich zum Bahnhof zurück, wobei mich Herr Reutener noch ein Stück weit begleitete.

Hoffen und Harren . . .

Von W. Hausner

Im allgemeinen liest und hört man immer, daß man einen Menschen niemals in Hoffnungen wiegen soll, wenn man nicht fest überzeugt ist, daß diese eines Tages in Erfüllung gehen.

Ich bin anderer Meinung. Wenn ich auch weiß, daß meine Gegenansführungen nicht überall eine Zustimmung auslösen werden, so möchte ich diese Worte hier — in Ansehung unserer augenblicklich so hoffnungsarmen Zeit — nicht unausgesprochen lassen. Um so weniger, als ich gerade jetzt bei einem geistig hoch-

stehenden Manne, einem Arzt und wirklichen Menschenfreund, der die Güte in Person ist, eine vollkommen gleichartige Ansicht dieses Thema betreffend, feststellen konnte.

Dr. E. vermochte meinen Gedankengang durch einen „Fall“ aus seiner „Praxis“ so herrlich zu verdeutlichen, daß ich mich fast — gedrängt fühle, dieses aktuelle Thema in die Öffentlichkeit zu tragen.

Der Arzt erzählte mir folgendes: Eine seelisch sehr nieder-